

Wachstum und gesellschaftliche Relevanz - eine geschichtliche Perspektive

Rodney Stark, *The Rise of Christianity. How the Obscure, Marginal Jesus Movement Became the Dominant Religious Force in the Western World in a Few Centuries*, Princeton 1996

Stark (geb. 1934) ist kein Theologe, sondern Religionssoziologe. Er stammt aus einer lutherischen Familie, hat in Berkeley studiert und promoviert und lehrt Sozialwissenschaften an der Baylor-University. Er ist einer der wichtigsten Vertreter der „Rational Choice“-Theorie religiöser Bekehrung. Vor kurzem hat sein (mit einem gewissen Recht als „revisionistisch“ beschriebenes) Buch über die Kreuzzüge in Deutschland Aufsehen erregt.

1. Kontinuierliches Wachstum

In *The Rise of Christianity* nimmt Stark die Zeit der Alten Kirche unter die Lupe und fragt nach den Ursachen für deren bemerkenswertes Wachstum. Er beginnt mit einer experimentellen Rechnung:

Jahr	Zahl der Christen	% der Gesamtbevölkerung
40	1.000	0,0017
50	1.400	0,0023
100	7.530	0,0126
150	40.496	0,07
200	217.795	0,36
250	1.171.356	1,9
300	6.299.832	10,5
350	33.882.008	56,5

Die Ausgangszahl von 1.000 ist bewusst niedrig angesetzt, die konstante Wachstumsrate veranschlagt er mit 40% pro Jahrzehnt (ähnliche Wachstumsraten kennt man von religiösen Gruppierungen im 20. Jahrhundert).

Stark hält ein konstantes Wachstum für wesentlich plausibler als spontane und miraculöse Massenbekehrungen. Zudem zeigen diese Projektionen, dass die konstantinische Wende eher eine Folge des exponentiellen Wachstums der Christenheit war als deren Grundlage: Der christliche Glaube war längst auf dem Weg zum Massenphänomen im 4. Jahrhundert, zugleich war aber auch ein gewisser „Sättigungsgrad“ in der Gesellschaft erreicht – das Wachstum flachte ab.

2. Konversion und Netzwerke

Zum Thema Konversion merkt Stark an: „Konversion zu neuen, abweichenden religiösen Gruppen geschieht, wenn ... Menschen zu Mitgliedern dieser Gruppe stärkere Bindungen haben oder entwickeln als zu Nichtmitgliedern.“ (S. 18) Wir kennen das als „you belong before you believe“

Erst im Rückblick, so Stark, begründen Konvertiten ihren Schritt theologisch und lehrmäßig. Für eine Glaubensgemeinschaft ist daher die entscheidende Frage, ob sie ein offenes Netzwerk bleiben kann, das den Kontakt in andere Beziehungsnetze hält, oder ob sie sich teilweise bzw. völlig abschottet.

Stark stellt in Frage, ob es sich beim jungen Christentum um eine proletarische Bewegung gehandelt haben kann: Gerade Arme und weniger Gebildete verhalten sich religiös eher konservativ, während in der Mittel- und Oberschicht einer Gesellschaft sich Skepsis gegenüber den Traditionen schneller ausbreitet und die Bereitschaft, sich neuen „Kulten“ anzuschließen, ist dort besonders hoch. Stark geht davon aus, dass Paulus in der urbanen Mittelschicht und oberen Mittelschicht besonders erfolgreich war, selbst deren „Abhängige“ waren wirtschaftlich besser gestellt als die Landbevölkerung und die Sklaven der Grundherren.

Das brachte auch mittelbaren politischen Einfluss mit sich: Polykarp von Smyrna war in Sorge, der (offenbar beträchtliche) Einfluss seiner Glaubensgeschwister in Rom könne ihm sein Martyrium noch vermessen. Generell waren die Christenverfolgungen in Rom weniger brutal und konsequent als die Niederschlagung von Unruhen in der Unterschicht.

Vor allem ein Netzwerk war entscheidend für die Ausbreitung des Christentums, nämlich das Diasporajudentum. Mit Johannes Weiss (1914) geht Stark davon aus, dass das junge Christentum während der gesamten ersten vier Jahrhunderte den Kontakt zum Diasporajudentum (ca. 4-5 von insgesamt 60 Millionen Menschen im Imperium Romanum) nicht verlor und dass Diasporajuden vor allem nach Bar Kochba zum Christentum übertraten, weil es ihnen einerseits die Möglichkeit einräumte, wesentliche Traditionen weiter zu pflegen und zugleich eine bessere Integration in die multireligiöse und multikulturelle Gesellschaft ermöglichte, den Auszug aus dem „Ghetto“, das Ende des „barbarischen“ Stigma, das vor allem dem militanten palästinischen Judentum anhaftete.

Moderne Analogien dazu wären das Reformjudentum im 19. Jahrhundert, das (fast analog zur platonischen „Aufklärung“ unter Philo) alle ethnischen Schranken aufzuheben bemüht war, oder die Pfingstbewegung im globalen Süden, die es Menschen ermöglicht, Elemente traditioneller Kulturen (z.B. Schamanismus und Geisterglaube, aber auch ekstatische Rituale) in ein Christentum zu integrieren, das ihnen den Anschluss an die moderne Welt ermöglicht.

Stark abstrahiert:

- Marginalisierte Gruppen nutzen den Weg in die Mitte der Gesellschaft, wenn er sich bietet
- Menschen schließen sich um so bereitwilliger einer neuen Religion an, als sie ihnen kulturelle Kontinuität verspricht
- Wachstum wird durch existierende Beziehungsnetze beschleunigt

3. Diakonie

Zwei große Seuchenwellen im 2./3. Jahrhundert (vermutlich Pocken und Masern) rafften weite Teile der Bevölkerung dahin: ganze Landstriche werden entvölkert und verwahrlosen. Heidnische Philosophen und Priester konnten keine überzeugenden Antworten auf diese Tragödien geben.

Während führende Mediziner wie der große Galenus die Katastrophengebiete fluchtartig verließen, blieben die Christen in den Städten und pflegten die Kranken. Schon eine ganz elementare Fürsorge reduziert die Sterblichkeit bei Infektionskrankheiten erheblich. Christen und Heiden im Umfeld von Christen überleben daher spürbar häufiger - das wurde von allen Seiten als Wunder empfunden.

Stark schätzt, der Anteil der Christen wäre zwischen 160 und 260 von 0,4% auf etwa 12% gewachsen – aufgrund der Seuchen betrug er an die 25%: Christen waren durch die Pflege der Kranken häufiger immun gegen die Erreger geworden, viele Heiden dagegen hatten ihre Familien verloren und neuen Anschluss bei den Christen gefunden (S. 90f.)

Der Status von Frauen in der jüdisch-christlichen Subkultur war beträchtlich höher als der in der griechisch-römischen Welt: In Rom kamen auf 100 Frauen 131 Männer, etwa 140 in Italien, Kleinasien und Afrika, denn ungewollte Mädchen und missgebildete Knaben wurden vielfach als Säuglinge ausgesetzt - in allen sozialen Schichten, keineswegs nur bei sozial Schwachen.

4. Befreite Frauen

Unter den Christen sah diese Relation anders aus, dort gab es mehr Frauen als Männer. Schon Paulus grüßt 15 Frauen und 18 Männer in Rom, und eine Hauskirche in Nordafrika sammelte im Jahr 303 16 Tuniken für Männer und 82 für Frauen. Es gab zahlreiche Konversionen von Frauen, vor allem auch in den höheren Schichten (z.B. Marcia, die Konkubine des Commodus). Junge Frauen hatten die Wahl, ob sie heiraten wollten oder unverheiratet blieben, Kinderbräute waren ein viel selteneres Phänomen. Unter Juden und Christen waren Kindermord und Abtreibung tabu – das bedeutete: weniger Mütter starben nach riskanten Eingriffen, mehr Mädchen blieben am Leben, also war auch die Fruchtbarkeit höher als beim Durchschnitt der Gesellschaft.

Während Keuschheit allgemein hoch im Kurs stand, verzichteten die Christen auf die in der Antike übliche Doppelmoral, die für Männer Ausnahmen machte. Aber es entstanden neue Fragen: Im Jahr 200 verursachte Bischof Callistus Empörung, als er von einem „gerechten Konkubinat“ ohne formale Eheschließung sprach: Frauen, besonders aus höheren Schichten, fanden keine (vor allem keine *gleichrangigen*) Männer in der Gemeinde, durch eine Heirat würden sie ihren gesellschaftlichen Status und ihr Vermögen verlieren.

Paulus (1.Korinther 7) und Petrus (1.Petrus 3) kannten Frauen in Mischehen. Diese waren auch in späteren Zeiten an der Tagesordnung, fast immer waren die *Männer* Heiden. Die Polemik mancher Bischöfe dagegen (Tertullian: „Sklaven des Teufels“) muss keineswegs bedeuten, dass diese Fälle selten waren. Im Gegenteil: „Sekundärkonversionen“ von Ehemännern waren wohl vergleichsweise häufig.

5. Eine alternative Gesellschaft - *in der Gesellschaft*

Antiochia muss ein für unsere Verhältnisse unerträglich enges, düsteres und stinkendes Gewirr kleiner Gassen gewesen sein. Die nach Rom, Alexandria und Ephesus viertgrößte Stadt des römischen Weltreiches war damit keine Ausnahmeerscheinung. Seife war noch nicht erfunden, öffentliche Bäder besuchte der einfache Bürger keineswegs in Abständen, die wir als „regelmäßig“ einstufen würden. Von den freistehenden luftigen Villen der Historienfilme, in deren Atrium stets ein Brunnen friedlich plätschert, kam im Schnitt eine auf 26 Blocks mehrstöckiger verrotteter Mietskasernen, in denen es weder Wasserleitungen noch Kamine (und das bedeutete stete Feuergefahr!) gab. Ganze Familien teilten sich mit den Haustieren meist nur ein Zimmer. Nicht selten stürzten Gebäude ein und begruben ihre Bewohner unter sich, weil die oberen Stockwerke mit den billigeren Wohnungen hoffnungslos überfüllt waren und die Statik nachgab. Die Einwohnerdichte betrug, so schätzt Stark, das Doppelte des heutigen Manhattan.

Die Nachttöpfe wurden auf die Straßen entleert, wo sich ihr Inhalt mangels Kanalisation mit anderen Substanzen mischte, über Abfall und Tierkadaver ergoss, darunter gelegentlich auch die sterblichen Überreste eines ausgesetzten Säuglings (meistens Mädchen, bei Missbildungen auch Jungen). Auf Schritt und Tritt begegnete man Menschen mit krankheits- oder kriegsbedingten Verstümmelungen. In den ausgegrabenen Latrinen jener Zeit fanden Forscher Parasiten aller Art in der Mehrheit der Hinterlassenschaften. Viele Leute waren aufgrund der hygienischen Verhältnisse und der schlechten Luft chronisch krank, die Säuglings- und Kindersterblichkeit lag bei 50%, und wenn jemand das Erwachsenenalter erreicht hatte, war in der Regel ein Elternteil schon verstorben. Ohne ständigen Zuzug vom Land wären die Städte allesamt geschrumpft.

Wer nach Anbruch der Dunkelheit noch ausgehen wollte, tat gut daran, Leibwächter zu engagieren oder dem Rat des Juvenal zu folgen und vorher sein Testament zu machen. Neben Syrern und Griechen traf man in Antiochia insgesamt 18 verschiedene Volksgruppen. Alteingesessene, die in einer Gesellschaft für so etwas wie stabile Ordnung stehen, waren die Minderheit. Die Neuankömmlinge und Fremden verhielten sich weniger gesetzestreu und die unterschiedlichen Kulturen sorgten für jede Menge sozialen Zündstoff. Brände, Erdbeben, Plünderungen, Aufstände und Epidemien - im Schnitt dezimierte während der Antike alle 15 Jahre eine große Katastrophe die Population der Stadt am Orontes. Stark schreibt:

„Jede zutreffende Darstellung Antiochias aus neutestamentlicher Zeit muss eine Stadt voller Elend, Gefahren, Angst, Verzweiflung und Hass zeichnen. Eine Stadt, in der die Durchschnittsfamilie ein armseliges Leben in dreckigen und beengten Quartieren führte, wo mindestens die Hälfte aller Kinder bei der Geburt oder im Säuglingsalter starb und die meisten Kinder, die überlebten, mindestens ein Elternteil verloren hatten, bis sie erwachsen waren.“ (S. 160)

Hier wurde das Christentum als Stadtreligion geboren. Denn weil das Evangelium soziale Schranken aufhob (etwa die tiefe Kluft zwischen Sklaven und Freien), religiöse Aus- und Abgrenzungen sprengte (Juden und Heiden, einschließlich sämtlicher zerstrittener Untergruppen der beiden Lager), weil entwurzelte Menschen dort eine Familie und ein funktionierendes soziales Netz fanden, und sich damit immer seltener aggressiv und kriminell selbst behaupten mussten, weil Streit durch Vergebung und wo nötig auch ein paar ernste Mahnungen der Ältesten beigelegt wurde – aus all diesen Gründen waren die Christen „gute Nachricht“ für das stets vom Kollaps bedrohte Leben der Metropole. Sie

waren - so schrieb Paulus es später an die Korinther, in deren Straßen ähnlich strenge Aromen dominierten, in einem sehr konkreten Sinn ein „Wohlgeruch“ geworden (2.Kor 2,15). Menschen bekamen dort nicht etwa eine Theorie über Gott geliefert, sondern sie lernten ganz praktisch und konkret, unter den beschwerlichen Umständen ihres Alltags im Einklang mit Gott, der Sünder und Fremde liebt, und im Frieden mit anderen zu leben.

In der Vielvölkerstadt wurde die revolutionär entgrenzte Nächstenliebe, wie Jesus sie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter schilderte, ein praktisches Überlebensprinzip. Und dann war da noch die Nachricht von der Auferstehung, die einen neuen Horizont der Hoffnung absteckte: Eine Tugend wie Selbstlosigkeit, die in diesem harten und kurzen Leben oft nicht gewürdigt, geschweige denn in jedem Einzelfall belohnt wurde, bekam einen Sinn durch die Erwartung, die sich in jeder Eucharistie vergegenwärtigte: dass der Messias kommt, die Welt zurechtbringt und dass dann keine einzige gute Tat vergeblich war. Das Christentum war nicht nur eine neue Religion, sondern „eine neue Kultur, die das Leben in den griechisch-römischen Städten erträglicher machen konnte“ (S.162)